



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacobsen, J. P.: Niels Lyhne : Roman : aus dem Dänischen übersetzt von
Mathilde Mann : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Niels Eyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersezt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)



ie Hauptlandstraße, welche nach Fjordby führt, ist in der Nähe der Stadt von zwei mächtigen Dornhecken begrenzt, die Konsul Claudys Rlichengarten sowie seinen großen Strandgarten einhegen. Der Weg teilt sich dort und endet einerseits in des Konsuls Hofplatz, der so groß wie ein Marktplatz ist, anderseits macht er eine Drehung und läuft zwischen Claudys Scheune und dem Holzlager als Straße durch die Stadt. Von den Reisenden machen viele die Drehung und fahren weiter, während andre anhalten, in der Meinung, sie seien am Ziele, sobald sie den getheerten Thorweg des Konsuls erreicht haben, der stets weit geöffnet ist, und auf dessen zurückgeschlagenen Flügeltüren stets zum Trocknen ausgespannte Felle hängen.

Die Gebäude des Hofes waren alle alt, mit Ausnahme des hohen Speichers, dessen langweiliges totes Schieferdach Fjordbys neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Baukunst war. Das lange, niedrige Vorderhaus sah aus, als würde es von drei großen Bodenetagen zur Erde gedrückt, und stieß in einem dunkeln Winkel mit der Brauerei und den Ställen, in einem helleren Winkel mit dem Speicher zusammen. In dem dunkeln Winkel lag die Hinterthür, die in den Laden führte, der mit der Bauernstube, dem Kontor und der Leutestube eine kleine dumpfe Welt für sich bildete, in der ein gemischter Geruch von gemeinem Tabak, von erdigen Fußböden, von Gewürzen, getrockneten Fischen und nassem Wollzeug die Luft so dick machte, daß sie förmlich zu schmecken war. War man dann aber durch das Kontor mit seinem durchdringenden Siegelacksgeschmack an den Korridor gelangt, der die Scheidewand zwischen dem Geschäft

und der Familie bildete, so wurde man durch den hier herrschenden Duft von neuem Damenpuß auf die süße Blumenluft der Zimmer vorbereitet. Es war dies nicht der Duft eines Bouquets, er rührte nicht von wirklichen Blumen her, es war die mystische, Erinnerung erweckende Atmosphäre, die über jedem Heim schwebt, und von der niemand mit Bestimmtheit sagen kann, woher sie stammt. Jedes Heim hat seinen eignen Duft, es kann an tausend Dinge erinnern, an den Geruch alter Handschuhe, an neue Spielkarten oder geöffnete Klaviere, aber es ist stets ein anderer; er kann mit Räucherwerk, mit Parfüms und Zigarrenrauch übertäubt, aber er kann niemals ganz ertötet werden, er kommt immer wieder und ist stets da, unverändert, wie er von Anfang an gewesen ist. Hier war er wie Blumenduft, nicht von Rosen, Levkojen oder sonst wirklich vorhandenen Blumen herstammend, sondern etwa wie man sich den Duft jener phantastischen saphirmatten Lilienranken denkt, deren Blüten sich um die Vasen aus altem Porzellan schlingen. Und wie stimmte dieser Duft zu den großen, niedrigen Stuben, mit ihren ererbten Möbeln und der altväterischen Zierlichkeit! Die Fußböden waren so weiß, wie es nur die Fußböden der Großmütter noch sind, die Wände waren einfarbig, mit einer leichten, hellen Guirlande, die sich unter dem Sims hinzog, in der Mitte der Decke war eine Stuckrosette, und die Thüren waren kannellirt und hatten blanke Messinggriffe in Delfinform. Vor den Fenstern mit den kleinen Scheiben hingen lustige Gardinen, weiß wie Schnee, faltenreich und kokett mit farbigen Bandschleifen aufgenommen wie der Behang eines Brautbettes für Damon und Phyllis, und auf den Fensterbrettern blühten in grüngesprenkelten Töpfen altmodische Blumen, blaue Agapanthus, blaue Pyramidenglocken, feinblättrige Myrten, feuerrote Verbenen und schmetterlingsbunte Geranien. Aber es waren doch hauptsächlich die Möbel, die dem Ganzen sein Gepräge verliehen; diese soliden Tische mit den großen Platten von dunkelm Mahagoni, diese Stühle, deren Rücken sich wie ein Span um uns krümmt, diese Schubladenmöbel in allen möglichen Formen, Niesenkommoden mit in hellgelbem Holz eingelegten mythologischen Szenen — Daphne, Arachne und Narcissus —, oder auch Sekretäre auf dünnen, geschnörkelten Beinen, an denen jede einzelne Schublade mit Mosaiken aus dentrischem Marmor verziert war, einsame, viereckige Häuser mit einem Baume daneben vorstellend — das alles aus einer Zeit lange vor Napoleon. Da waren ferner Spiegel mit gemalten Blumen auf dem Glase in Weiß und Bronze: Schilf und Lotusblüten, die auf dem blanken See schwammen; und dann das Sofa, nicht wie jene zierlichen kleinen Dinger auf denen nur zwei sitzen können, nein, solid und massiv erhob es sich vom Fußboden, gleich einer geräumigen Terrasse, an beiden Seiten in einem brusthohen Konfolschrank endend, auf dem sich wieder je ein kleinerer Schrank in Mannshöhe erhob und eine alte Urne außer dem Bereich gewöhnlicher Sterblichen brachte. Es war kein Wunder, daß sich so viele alte Sachen im Hause des Konsuls befanden, denn sein Vater und vor ihm sein Großvater hatten

innerhalb dieser Wände gelebt und genossen, wenn ihnen die Arbeit im Kontor und auf dem Holzlager Ruhe ließ.

Der Großvater, Berendt Berendtsen Claudy, dessen Namen das Geschäft noch führte, hatte das Haus gebaut und sich hauptsächlich für das Laden- und Produktengeschäft interessiert, der Vater hatte das Holzgeschäft in die Höhe gebracht, Felder und Grundstücke gekauft, den Laden gebaut und die beiden Gärten angelegt. Der jetzt lebende Claudy hatte sich auf den Kornhandel geworfen, hatte den Speicher und die Wirksamkeit eines englischen und hannoverschen Konsuls sowie eines Lloydagenten mit seiner Thätigkeit als Kaufmann verbunden. Das Korn und die Nordsee nahmen seine Zeit derart in Anspruch, daß er nur eine dilettantische Aufsicht über die übrigen Zweige seines Geschäftes führen konnte, weshalb er diese zwischen einem bankerotten Wetter und einem alten, schwer umgänglichen Verwalter geteilt hatte. Der letztere aber setzte dem Konsul jeden Augenblick den Stuhl vor die Thür, indem er behauptete, es sei ganz einerlei, wie es mit dem Geschäft ginge, der Acker müsse aber bestellt werden, und wenn er pflügen wolle, so müßten die andern sehen, woher sie Pferde zum Holzfahren bekämen, sein Gespann brauche er selber. Weil aber der Mann sehr tüchtig war, ließ sich daran nichts ändern.

Konsul Claudy war ein angehender Fünfziger, ein stattlicher Mann mit regelmäßigen, kräftigen, an das Plümpe streifenden Zügen, die sich ebenso leicht zu dem Ausdruck von Energie und Verschlagenheit zusammenzogen, wie sie den Ausdruck gierigen Genusses annehmen konnten. Er war auch wirklich ebenso sehr in seinem Element, wenn er einen Handel mit den schlauen Bauern abschloß oder mit einer Schar eigensinniger Bürger affordirte, als wenn er bei einer letzten Flasche Portwein zwischen grauhaarigen Sündern saß und einer mehr als schlüpfrigen Geschichte lauschte oder auch selbst eine solche in der drastischen Weise erzählte, in der er berühmt war.

Das war aber nicht der ganze Mann. Die Erziehung, die er genossen hatte, brachte es mit sich, daß er sich auf Gebieten, die außerhalb des rein Praktischen lagen, nicht zu Hause fühlte, aber deshalb verachtete er keineswegs das, was er nicht verstand, auch suchte er es nicht zu verbergen, daß er es nicht verstand, indem er etwa mitredete und verlangte, daß man sein Geschwätz beachten solle, weil er ein älterer, praktisch erfahrener, hochbesteuertter Bürger war. Im Gegenteil. Er konnte mit einer rührenden Andacht dasitzen und dem Gespräche junger Damen und Herren lauschen und hin und wieder nach vielen Entschuldigungen eine bescheidene Frage äußern, die fast ausnahmslos aufs umständlichste beantwortet wurde, worauf er dann mit der ganzen Verbindlichkeit dankte, die Ältere so schön in ihren Dank der Jugend gegenüber legen können.

Es konnte überhaupt in einzelnen glücklichen Augenblicken etwas überraschend Bartes über Konsul Claudy liegen, ein sehrender Ausdruck in seinen

klaren, braunen Augen, ein wehmuthsvolles Lächeln um seine üppigen Lippen, ein suchender, erinnerungsvoller Tonfall in seiner Stimme, als sehnte er sich nach einer in seinen Augen bessern Welt, als die war, der er sich nach Ansicht seiner Freunde mit Leib und Seele ergeben hatte.

Zwischen dieser bessern Welt und ihm unterhielt seine Frau die Verbindung. Sie war eine jener sanften, blassen, jungfräulichen Naturen, die nicht den Mut oder auch nicht den Trieb besaßen, ihre Liebe so auszulieben, daß in der tiefsten Tiefe ihrer Seele nichts mehr von dem eignen Ich zurück bleibt. Auch nicht einen einzigen flüchtigen Augenblick können sie so ergriffen werden, daß sie sich blindlings unter die Wagenräder ihres Abgottes werfen. Das können sie nicht, sonst aber können sie alles für den Geliebten thun, sie können die schwersten Pflichten erfüllen, sind zu den schmerzlichsten Opfern bereit, und es giebt keine Demütigung, die sie nicht willig auf sich nehmen würden. So sind die besten unter ihnen.

So große Forderungen wurden nun an Frau Claudy gerade nicht gestellt, aber ganz ohne Kummer war ihre Ehe auch nicht verlaufen. Es war nämlich offnes Geheimnis in Hjordby, daß der Konsul nicht der treueste Ehemann war, oder es doch wenigstens bis vor einigen Jahren nicht gewesen war. Natürlich war das ein großer Kummer für sie, und es war ihr nicht leicht geworden, ihr Herz dazu zu zwingen, daß es festhielt und nicht wankte in diesem Wirbel von Eifersucht, Verachtung und Born, Scham und tödtlichem Schreck, der den Boden unter ihren Füßen hatte erbeben machen. Aber sie widerstand. Es kam nicht nur kein Wort des Vorwurfs über ihre Lippen, sie verhinderte sogar jegliches Geständnis von seiten ihres Mannes. Wußte sie doch, daß wenn er zu Worten käme, diese sie mit sich fortreißen würden, fort von ihm. Schweigend mußte es getragen werden, und schweigend suchte sie sich zur Mitschuldigen an dem Vergehen des Mannes zu machen, indem sie oft wegen ihrer Selbstverschonung, die zu überwinden ihre Liebe nicht stark genug gewesen war, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber ausbrach. Da es gelang ihr, diese Sünde so aufzubauschen, daß sie ein unbestimmtes Bedürfnis nach Vergebung zu empfinden schien, und im Laufe der Zeit kam sie so weit mit sich selber, daß man sich in der Stadt erzählen konnte, für die außerehelichen Kinder des Konsuls Claudy werde ganz anders gesorgt als bloß mit Geld, es müsse eine verborgne Frauenhand dasein, die sie schütze, die ihnen alles Üble fern halte.

So geschah es, daß sich der Sünder zum Guten bekehrte, und daß ein Sünder und eine Heilige sich gegenseitig besserten.

Claudys hatten zwei Kinder, einen Sohn, der in Hamburg auf dem Kontor war, und eine neunzehnjährige Tochter, die Jennimore hieß nach der Heldin in St. Roche, einem von den Romanen der Baalzow, die in Frau Claudys Jugend sehr beliebt gewesen waren.

Jennimore stand mit dem Konsul an der Brücke, um auf den Dampfer

zu warten, der Niels und Erik nach Fjordby brachte, und Niels war sehr angenehm überrascht durch die Entdeckung, daß seine Kousine so hübsch war, denn bis dahin kannte er sie nur von einem alten Daguerrothyp, auf dem sie in einer Dunstatmosphäre eine Gruppe mit ihrem jüngern Bruder und den Eltern bildete, alle mit einer heftischen Röte auf den Wangen und mit starker Vergoldung auf ihrem goldnen Schmucke. Und nun war sie so allerliebste, wie sie da stand in ihrem hellen Morgenanzuge mit den schmalen Zeugschuhen und den schwarzen Kreuzbändern, die bis über den Spann des weißen Strumpfes hinaufreichten, wie sie da stand mit dem einen Fuße oben auf der Kante des Bollwerkes und sich lächelnd herüberbeugte, um ihm die Krücke ihres Sonnenschirmes zum Guten Tag und Willkommen zu reichen, ehe der Dampfer noch ordentlich angelegt hatte. Wie rot waren nicht ihre Lippen, wie weiß ihre Zähne, und die Schläfen hoben sich so zart ab unter dem breiten Eugenienhute, durch die lang herabhängenden, schwarzen, mit steinkohlenblanken Perlen verzierten Spitzen der Krempe. Endlich wurde die Landungsbrücke ausgelegt, und der Konsul zog mit Erik ab, dem er sich schon vorgestellt hatte, als noch sechs Ellen Wasser sie von einander trennten. Gleich darauf hatte er sich in ein neckisches Gespräch über die Qualen der Seekrankheit mit der vertrockneten Wittve eines Hutmakers, die ebenfalls mit dem Dampfer gekommen war, eingelassen, und jetzt war er bemüht, die Bewunderung seines Gastes auf die großen Lindenbäume vor der Thür des Amtsverwalters hinzulenken und auf den neuen Schooner, der auf Thomas Rasmussens Werft gebaut wurde.

Niels folgte mit Jennimore. Sie machte ihn darauf aufmerksam, daß im Strandgarten zu Ehren der Gäste eine Flagge aufgezogen sei, und dann fingen sie an, über die Familie des Etatsrats in Kopenhagen zu sprechen. Sie waren gleich darüber einig, daß die Etatsrätin ein wenig — ein bißchen — sie wollten nicht recht heraus mit dem Worte, aber Jennimore setzte so ein eigenartiges Lächeln auf und machte eine lagenartige Bewegung mit der Hand, und das war offenbar bezeichnend genug für die beiden, denn sie lächelten und sahen gleich darauf wieder ernsthaft aus. Schweigend gingen sie weiter, alle beide stark mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie sich wohl in den Augen des andern ausnahmen.

Jennimore hatte sich Niels stattlicher gedacht, ausgeprägter im Wesen, bestimmter bezeichnet, gleichsam wie ein unterstrichenes Wort. Niels dagegen hatte viel mehr gefunden, als er erwartet hatte: er fand sie anziehend, beinahe berückend, trotz ihrer Kleidung, die viel von dem Übermodernen der Provinzdamen an sich hatte; und als sie in der Wohnung des Konsuls eintraten und sie ihren Hut abnahm und, indem sie beschäftigt niederblickte, ihr Haar mit so wunderbar graziösen, weichen, trägen Bewegungen der Hand und des Handgelenkes ordnete, fühlte er sich so dankbar für diese Bewegungen, als wären es Liebkosungen, und weder an diesem Tage noch an dem nächsten konnte er sich

frei machen von dieser ihm selbst ein wenig rätselhaften Dankbarkeit, die zuweilen so eigenartig überhand nahm, daß er meinte, es müsse das größte Glück sein, ihr mit Worten dafür danken zu können, daß sie so schön und so lieblich war.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Ein Rotschrei. Was uns kaum glaublich schien, haben wir jetzt durch eigne Afteneinsicht schwarz auf weiß bestätigt gefunden. Ein einfacher Prozeß, der lediglich die Rückzahlung von 20 Mark betrifft, hat zu seiner Erledigung nicht weniger als nahezu ein Duzend Termine und anderthalb Jahre Zeit gebraucht! und das alles nur in einer Instanz und bei einer einzigen Zeugenvernehmung! Doch nicht genug mit solcher Zeitvergeudung, es kommen noch ganz unerhörte Kosten dazu. Da sich ein gewöhnliches Menschenkind in das Formelwesen unsers heutigen Prozeßverfahrens nicht hineinzufinden vermag, so hatten beide Parteien notgedrungenerweise Rechtsanwälte angenommen. Die Kosten dafür betragen nicht weniger als 25 Mark, d. h. fünf mal so viel als die ganzen Gerichtskosten, sodaß die Gesamtkosten dieses winzigen Prozesses sich auf 30 Mark belaufen. Also um von einem böswilligen Schuldner 20 Mark zu erlangen, muß man gewärtig sein, 150 Prozent Kosten zu haben, den Zeitverlust und die sonstigen Umständlichkeiten noch gar nicht mitgerechnet. Das erinnert geradezu an amerikanische Zustände, und doch rühmen wir uns, in einem Rechtsstaate zu leben. Der Verwaltungsbericht des Herrn Justizministers hat kürzlich die Abnahme der Prozesse, namentlich in den untern Instanzen, als ein erfreuliches Ergebnis der neuen Justizgesetzgebung besonders hervorgehoben; wenn aber solche Erfolge auf Ursachen der vorliegenden Art zurückzuführen sind, so dürfte das rechtsuchende Publikum doch anderer Ansicht sein. Ein so unerhörter Aufwand von Geld und Zeit, um zu seinem guten Rechte zu kommen, bedeutet für die Rechtsuchenden, wenigstens für den kleinen Mann und die unbemittelten Volksschichten, nichts anderes als Rechtsverweigerung und für die böswilligen Schuldner geradezu eine Belohnung ihrer Gewissenlosigkeit.

Während der frühere altpreussische Bagatellprozeß einfach, kurz und billig war, sodaß jeder Durchschnittsmensch ohne besondern Zeit- und Geldaufwand sich sein Recht selbst verschaffen konnte, so ist der heutige Prozeß das gerade Gegenteil von alledem. Vergegenwärtigt man sich die gesamten Mängel, die jahraus jahrein gerügt werden, aber noch immer der Lösung harren, so scheint es fast, als ob man — anstatt Altbewährtes zeitgemäß zu verbessern — sich an der Hand grundstürzender unpraktischer Doktrinen in eine Sackgasse verirrt habe, aus der man nun vergeblich hinauszukommen sucht. Wir sind gewiß die letzten, die endlich erlangte Rechtseinheit irgendwie unterschätzen zu wollen; aber wir sind der Ueberzeugung, daß diese auch ohne so große Opfer an das Gemeinverständnis und Rechtsbedürfnis des Volkes zu erlangen gewesen wäre, wenn nicht eben das juristisch-formale Element das wirtschaftlich-praktische vollständig in den Hintergrund gedrängt hätte,